Versuch über die Abstammung des zahmen Pferdes und seiner Racen.

Von dem w. M. Dr. L. J. Fitzinger.

(Vorgelegt in der Sitzung vom 16. December 1858.)

ANHANG.

Dieser Anhang, welchen ich zur Vervollständigung meiner Abhandlung über die Abstammung des zahmen Pferdes und seiner Racen beifügen zu sollen für nöthig erachte, enthält eine Zusammenstellung der wichtigsten bisher bekannt gewordenen Beobachtungen über die nach Amerika eingeführten Pferderacen, von denen ein sehr grosser Theil heut zu Tage im verwilderten oder halbwilden Zustande in jenem Welttheile angetroffen wird, so wie auch eine kurze Notiz über das zahme Pferd der Australländer.

Bei den amerikanischen Pferden habe ich mich strenge an die Mittheilungen gehalten, welche wir den eifrigen Naturforschern und Reisenden in jenem Welttheile, Azara, Rengger, Falkner, Cordova, Garnot, Molina, Tschudi, Roulin und Richardson zu verdanken haben, und welche nicht nur viele höchst wichtige Beobachtungen über das Leben und die Sitten der verwilderten, sondern auch über die Haltung, Pflege und Behandlung der zahmen Pferde in jenem Welttheile enthalten, so wie nicht minder auch mancherlei Notizen, welche in geschichtlicher Beziehung von Interesse sind.

Wiewohl Amerika in der jüngsten Periode der Vorwelt eine Thierart aus der Familie der Pferde aufzuweisen hatte, wie dies aus den in neuerer Zeit aufgefundenen fossilen Resten unleugbar hervorgeht, so ist es doch thatsächlich erwiesen, dass jene Form des Pferdes, welche der lebenden Schöpfung angehört, nicht ursprünglich daselbst vorkam, sondern erst nach der Entdeckung dieses Welt-

theiles durch die Europäer dahin eingeführt wurde. Die ersten Pferde wurden im Jahre 1492 durch die Spanier nach Amerika gebracht und von Staunen und Schrecken waren die indianischen Völker erfüllt, als sie diese zum ersten Male auf ihren Rossen erblickten. Seit jener Zeit hat sich dieses Thier aber in solcher Menge über den ganzen Continent der neuen Welt verbreitet, dass es nicht nur allenthalben im gezähmten, sondern in den meisten Gegenden dieses Welttheiles auch im verwilderten Zustande angetroffen wird. Die verwilderten Heerden reichen nordwärts bis zum 53. Grade und südwärts beinahe eben so weit hinab. In grösster Menge findet sich das Pferd jedoch in Süd-Amerika, und zwar vom 20. Grade südlicher Breite bis zur Südspitze herab, nämlich in Paraguay, in den Pampas von Buenos-Ayres, in Chili und Patagonien. In Nord-Amerika reicht es dagegen bei Weitem nicht so hoch gegen Norden hinauf, als selbst in Sibirien, da in jenem Welttheile die Kälte unter denselben Breitengraden viel grösser und der Winter daher auch bedeutend strenger ist.

Die amerikanischen Pferde bieten im Allgemeinen jedoch nur wenige Verschiedenheiten von den europäischen Racen dar, denen sie ihre Abstammung verdanken, und zeigen daher auch nur wenige und keineswegs besondere Eigenthümlichkeiten, die theils durch das Klima und die Bodenverhältnisse, theils aber auch durch Zucht und Cultur hervorgerufen wurden.

Das paraguaysche Pferd ist spanischer Abkunft und kommt mit dieser Race im Wesentlichen überein, obgleich es in Ansehung der Schönheit weit hinter derselben zurücksteht und von den zierlichen Formen seiner Stammältern nur noch sehr wenige Spuren zeigt. Die ersten Pferde wurden in Paraguay im Jahre 1537 theils aus Spanien, theils von den canarischen Inseln eingeführt und standen 14 Jahre später daselbst noch in ungeheuerem Werthe, indem man zu jener Zeit ein Pferd mit ungefähr 15,000 Gulden bezahlte. Sie gewohnten sich sehr bald an das neue Klima und pflanzten sich dort eben so leicht wie im eigenen Vaterlande fort. Heut zu Tage besitzt Paraguay eine grosse Anzahl von Pferden, die jedoch im Allgemeinen nichts weniger als eine besondere Pflege geniessen. Sie sind von mittlerer Grösse, haben einen grossen Kopf, etwas lange Ohren und dicke Gelenke, während der Hals und Rumpf meist regelmässig, wiewohl keineswegs von ausgezeichnet schönem Baue ist. Das Haar

ist zur warmen Jahreszeit kurz, zur kalten lang, und Mähne und Schwanz sind kurz und dünn. Obgleich die meisten Pferde in Paraguay nicht schön genannt werden können, so trifft man doch in einigen Meiereien einzelne Thiere, welche sich entweder durch einen kleinen schafähnlichen Kopf oder schön gebogenen Hals auszeichnen, bald aber auch durch die feinen Beine, die kurzen und wenigen Haare an den Füssen, die lange Mähne und den dicken Schwanz Kennzeichen darbieten, die von ihrer edlen Abkunft zeugen. In Ansehung der Farbe kommen eben so grosse Verschiedenheiten wie bei den europäischen Racen vor, doch ist die lichtkastanien- und gelblichbraune, so wie auch die bräunlichschwarze am häufigsten anzutreffen.

Eben so wie an Grösse und Schönheit, steht das paraguaysche Pferd dem spanischen auch an Kraft nach, keineswegs aber an Schnelligkeit, Gewandtheit und Ausdauer, wie man dies beim Zusammentreiben der Viehheerden und auf der Jagd am besten ersehen kann. In Ansehung der Ausdauer übertrifft es aber seine Stammrace noch bedeutend, was man bei dem heissen Klima jedoch kaum erwarten sollte. Selbst bei grosser Hitze kann man mit einem Pferde eine Strecke von acht bis sechzehn Stunden beinahe im ununterbrochenen Galoppe zurücklegen, ohne dass dies dem Thiere irgend einen Nachtheil bringt. Die Ursachen, welche die Ausartung des Pferdes in Paraguay herbeigeführt haben, sind vorzüglich in der schlechten Nahrung und in dem Mangel an Pflege zu suchen. Allerdings mag auch die grosse Hitze auf seine Entwicklung hemmend eingewirkt haben, doch war dieser Einfluss keineswegs stark genug, um die edelste Pferderace von Europa so sehr verändert zu haben; denn die schönsten und kräftigsten Pferde wurden in früheren Zeiten von jenen schönen Meiereien geliefert, welche in dem wärmsten Theile des Landes unter dem 23. Breitegrade lagen und die erst kurz vor der Revolution von dem wilden Indianerstamme der Mbayas zerstört worden sind. In diesen Gegenden finden sich aber die besten und fettesten Weiden, und die Besitzer derselben richteten ihre Aufmerksamkeit auch einigermassen auf die Pferdezucht, während in den übrigen Theilen von Paraguay die Weiden im Allgemeinen schlecht sind, und auf die Pflege und Erziehung des Pferdes nur sehr wenig geachtet wird. Die Weiden bieten allgemein nur eine einzige Grasart dar, von welcher ausschliesslich die Felder bedeckt sind. Im Frühjahre

treibt dieselbe stark hervor, verursacht aber, so lange sie noch jung ist, den Pferden Durchfall, so dass sie zu jener Jahreszeit fast durchgehends sehr schwach sind. Im Sommer und Herbste ist sie, mit Ausnahme der grossen Trockenheit, die zuweilen eintritt, in hinreichender Menge vorhanden und gibt den Thieren gute Nahrung, so dass sie in kurzer Zeit wieder fett werden; doch schwindet dieses Fett sehr bald, wenn das Thier zur Arbeit benützt wird und dabei kein anderes, kräftigeres Futter erhält. Sobald im Winter mit den Südwestwinden die Kälte eintritt, welkt beinahe alles Gras und die Pferde müssen sich mit den dürren, durch die Einwirkung der Sonnenstrahlen und des Regens aller nahrhaften Theile beraubten Halmen begnügen, wobei sie immer bedeutend wieder abmagern. Nur in einigen Gegenden von Paraguay und namentlich in den Missionen, ist der Boden fruchtbar, und bietet einen üppigen und zu allen Zeiten des Jahres frischen Graswuchs dar, daher auch das Pferd dort weit besser als in den übrigen Theilen des Landes gedeiht. Wo dasselbe aber nur immer an die nämliche Nahrung gebunden ist, wird ihm der Genuss des Salzes zum Bedürfnisse, und wenn es denselben durch mehrere Monate entbehren muss, geht es sicher auch zu Grunde. Desshalb suchen die Pferde auch instinctmässig von Zeit zu Zeit jene Stellen auf ihren Weiden auf, wo die Thonerde ganz von Salz durchdrungen ist und verweilen oft stundenlang an diesen Orten, um das Salz vom Boden abzulecken. In den höheren Gegenden von Paraguay und namentlich in den grasreichen Lomadas oder dem Hügellande zwischen dem Coa guazu oder dem grossen Walde und dem Flecken Yhu, so wie fast im ganzen nordöstlichen Theile des Landes, können die Weiden wegen des gänzlichen Mangels an salziger Erde nicht einmal für die Pferde benützt werden. Nur in Gegenden, wo die Stallfütterung eingeführt ist, ist dem Pferde das Salz in jenem Lande entbehrlich.

Die Pflege, welche das Pferd in Paraguay geniesst, ist sehr gering und in vielen Gegenden wird fast gar keine Sorgfalt auf dasselbe verwendet. Die Pferde bringen das ganze Jahr unter freiem Himmel zu, und nur einmal werden sie wochentlich zusammengetrieben, damit sie sich nicht allzuweit von der Wohnung ihres Eigenthümers entfernen. Man untersucht dann die Wunden, die sie zufällig erhalten haben, so wie den Nabel der Fohlen, in welchen gewisse Fliegen häufig ihre Eier legen, reiniget diese Stellen und bestreicht die

Wunden dann mit Kuhmist. Lässt der Besitzer einer Meierei den Stuten und Hengsten alle zwei bis drei Jahre einmal die Mähne und das Haar des Schwanzes schneiden, so glaubt er Alles gethan zu haben, was zur Pflege seiner Pferde gehört; denn an eine Veredlung der Race denkt Niemand in jenem Lande, wo sich die Zucht immer mehr und mehr verschlechtern muss, da man die schönsten Hengste daselbst zu verschneiden pflegt. Durch kräftigere Nahrung und bessere Pflege könnte die Pferdezucht in Paraguay ohne Zweifel bedeutend gehoben werden. Europäer, die es versucht haben, Thiere vom gewöhnlichen Schlage einige Zeit mit Manioc, Maiskörnern, Zuckerrohr und jungem Mais statt des dort wachsenden Grases zu füttern, haben sich die Überzeugung verschafft, dass dieselben schon nach wenigen Monaten sich durch ihr kurzes und glänzendes Haar, durch festes Fleisch, stolze Haltung und Stärke, vor allen anderen auszeichneten. Nebst der besseren Nahrung erhielten sie aber auch die nöthige Pflege, indem sie täglich und bei warmer Witterung sogar zwei- bis dreimal des Tages gebadet, gekämmt und gestriegelt, bei grosser Sonnenhitze, Regenwetter und kaltem Südwinde aber unter Dach gehalten wurden.

Im verwilderten Zustande kommt das Pferd in Paraguay nicht vor, doch ist die Haltung desselben nicht sehr von dem Zustande der in völliger Freiheit lebenden Pferde verschieden. Sie leben truppenweise und gewöhnlich in einem bestimmten Bezirke, an den man sie von Jugend an gewohnt. Jedem Hengste theilt man zwölf bis achtzehn Stuten zu, die er zusammenhält und gegen fremde Hengste vertheidiget. Gesellt man ihm eine zu grosse Anzahl von Stuten zu, so unterlässt er es dieselben zu hüten. Die Fohlen bleiben bis in's dritte oder vierte Jahr bei ihren Müttern, die, so lange sie dieselben noch säugen, so grosse Anhänglichkeit für sie zeigen, dass sie dieselben sogar bisweilen gegen die Angriffe des Jaguars vertheidigen. Nicht selten haben die Stuten einen eigenthümlichen Kampf mit den Maulthieren zu bestehen, bei denen sich zu gewissen Zeiten eine Art von Mutterliebe regt, indem sie durch List oder Gewalt bisweilen ein Fohlen entführen und ihm ihre milchleeren Euter zum Saugen darbieten, wobei das Fohlen zu Grunde gehen muss. Sind die Fohlen einmal über zwei bis drei Jahre alt, so wählt man unter den jüngsten Hengsten einen aus, theilt ihm junge Stuten zu und gewohnt ihn mit denselben in einem besonderen Bezirke zu weiden. Die übrigen

Hengste werden hingegen durchgehends verschnitten und von den alten Thieren abgesondert. Jede Truppe, sie mag aus Hengsten, Stuten oder Wallachen bestehen, hält sich stets beisammen, und keines der einzelnen Thiere, welche zu einer solchen Truppe gehören, gesellt sich zu einem andern Haufen. Wegen dieses Zusammenhaltens ist es auch schwer, ein Pferd auf offener Weide von seinen Gefährten zu trennen. Werden sie gewaltsam mit einander vermengt, wie dies wochentlich beim Zusammentreiben sämmtlicher Heerden, welche zu einer Meierei gehören, geschieht, so finden sie sich doch, so wie sie wieder in's Freie kommen, alsogleich wieder auf und gesellen sich neuerdings zusammen. Der Hengst lockt durch Wiehern seine Stuten an sich, die Wallachen suchen sich gegenseitig wieder auf und jede Truppe kehrt wieder zu ihrem Weideplatz zurück. Tausend Pferde und darüber bedürfen kaum längere Zeit als eine Viertelstunde, um sich in kleine Haufen von 10 bis 30 Stücken zu vertheilen. Hierbei hat man bemerkt, dass Pferde von gleicher Statur oder derselben Farbe sich leichter an einander gewohnen, als wenn eine grosse Verschiedenheit in dieser Beziehung zwischen denselben besteht, und dass die fremden, aus der Banda-Oriental oder aus Entre-Rios eingeführten Pferde sich vorzugsweise zu einander und nicht zu der einheimischen Race gesellen. Die Pferde in Paraguay zeigen übrigens nicht allein für ihre Gefährten, sondern auch für ihre Weiden grosse Anhänglichkeit und nicht selten kehren sie zu denselben aus grossen Entfernungen und bisweilen sogar bis auf eine Strecke von achtzig Stunden zurück. Um so überraschender ist die Erscheinung, dass zuweilen die Pferde ganzer Gegenden plötzlich ihren Weideplatz verlassen und bald zerstreut, bald aber auch haufenweise davon rennen. Dies geschieht regelmässig, wenn nach anhaltend trockener Witterung plötzlich starker Regen fällt und wahrscheinlich nur aus Furcht vor dem Hagel, der häufig das erste Gewitter zu begleiten pflegt.

Die Sinne dieser beinahe im halbwilden Zustande lebenden Pferde scheinen zum Theile schärfer als bei den zahmen europäischen Racen zu sein. Besonders fein ist ihr Gehör, wie man dies vorzüglich zur Nachtzeit beobachten kann, indem sie oft durch das Bewegen ihrer Ohren die Wahrnehmung eines Geräusches verrathen, welches der Reiter durchaus nicht zu entdecken vermag. Das Gesicht ist im Allgemeinen schwach; da die Thiere aber fortwährend unter freiem

Himmel leben, so gelangen sie durch Übung dazu, die Gegenstände mehr wie unsere Pferde, schon aus einiger Entfernung zu unterscheiden. Schärfer dagegen ist ihr Geruch und mittelst desselben machen sie sich am leichtesten mit den Gegenständen ihrer Umgebung bekannt, indem sie alles, was ihnen fremd erscheint, beriechen. Durch den Geruch lernen sie ihren gewöhnlichen Reiter, das Reitzeug, den Schoppen, den Ort, wo sie gesattelt werden u. s. w. kennen, und wissen durch denselben in sumpfigen Gegenden die bodenlosen Stellen auszumitteln und denselben auszuweichen, so wie sie durch den Geruch auch, und zwar weit mehr noch als durch das Gesicht, im Stande sind, selbst bei dunkler Nacht oder dichtem Nebel mit Sicherheit den Weg nach ihrem Wohnorte oder ihrer Weide aufzufinden. Gute Pferde beriechen meistens ihren Reiter in dem Augenblicke, wo er aufsteigt, und nicht selten sieht man Pferde, welche dem Reiter das Aufsteigen verweigern oder sich seiner Leitung widersetzen, wenn er nicht einen Poncho oder Mantel von Cordova mit sich führt; ein Kleidungsstück, das einen eigenthümlichen harnähnlichen Geruch hat und womit die Landleute in Paraguay, welche die Pferde zu bändigen und zuzureiten haben, fortwährend bekleidet sind. Werden die Thiere durch den Anblick irgend eines Gegenstandes erschreckt, so kann man sie mit nichts leichter besänftigen, als wenn man sie einen solchen Mantel beriechen lässt. So gut sie übrigens durch den Geruch die Gegenstände in ihrer näheren Umgebung kennen, und auch zu unterscheiden wissen, so wenig nützt er ihnen auf grössere Entfernungen. Man trifft selten ein Pferd, das einen Jaguar auf fünfzig Schritte und selbst noch weniger zu wittern im Stande ist, daher es auch in den bewohnten Gegenden von Paraguay am häufigsten diesem gefährlichen Raubthiere zur Beute wird. Wenn in trockenen Jahren die Quellen, an welche sie zur Tränke zu gehen gewohnt sind, versiegen, so kommen sie eher vor Durst um, bevor sie sich bequemen andere aufzusuchen, während das Hornvieh fünf bis zehn Stunden weit das Wasser wittert und demselben nachzieht. Der Geschmack ist beim paraguayschen Pferde sehr verschieden. Einige gewohnen sich leicht an Stallfutter, das aus Mais, Manioc und Zuckerrohr besteht und lernen allerlei Früchte, ja selbst an der Sonne getrocknetes Fleisch geniessen, während andere eher verhungern, bevor sie eine andere Nahrung berühren als das trockene Gras, an das sie von Jugend an gewohnt

sind. Ihre Haut ist bei Weitem nicht so empfindlich wie bei unseren europäischen Pferden, indem das Gefühl theils durch das fortwährende Leben unter freiem Himmel, theils durch die Stiche der Mosquitos und Bremsen, deren Verfolgung sie beinahe das ganze Jahr hindurch ausgesetzt sind, schon von Jugend an bedeutend abgestumpft wird.

Der Charakter des Pferdes von Paraguay ist im Allgemeinen gutartig, doch wird er häufig durch die gewaltsame Behandlung bei der Bändigung verdorben. Hat nämlich das Pferd ein Alter von vier bis fünf Jahren erreicht, so wird es eingefangen, an einen Pfahl gebunden und trotz seines Widerstrebens gesattelt und gezäumt. Hierauf wird es vom Pfahle losgemacht und in demselben Augenblicke schwingt sich auch schon ein Pferdebändiger, der mit grossen Sporen und einer starken Peitsche versehen ist, demselben auf den Rücken und tummelt das geängstigte Thier unter heftigen Sporenstreichen und Peitschenhieben so lange auf dem Felde herum, bis es sich vor Müdigkeit nicht mehr zu widersetzen im Stande ist und der Lenkung seines Reiters folgt. Dieser Vorgang wird nun von Zeit zu Zeit wiederholt und so wie das Pferd keinen Corcovo oder sogenannten Bocksprung mehr macht, gilt es auch für zahm. Es ist natürlich, dass durch eine solche Behandlung viele Pferde störrig und bösartig werden, ausschlagen, Seitensprünge machen, den Reiter dadurch abzuwerfen suchen, sich bis zum Überschlagen bäumen u. s. w. Bei sanfter Behandlung wird auch das paraguaysche Pferd, und selbst wenn es früher misshandelt worden ist, äusserst lenksam und zutraulich, lässt sich leicht auf der Weide fangen und unterzieht sich willig selbst den stärksten Anstrengungen, die man ihm auferlegt. Zuweilen liegt der Grund seiner Widerspenstigkeit aber auch in einem krankhaften Zustande. So werfen sich in der Regel die Pferde mit schwacher Brust nicht selten auf den Boden, wenn ihnen der Bauchriemen zu fest angezogen wird; andere, deren Rücken schwach ist, kann der Reiter nie zum Stehen bringen, und solche, welche ein kurzes Gesicht oder ein sehr feines Gehör haben, gerathen selbst beim Anblicke der bekanntesten Gegenstände in Schrecken, machen einen Seitensprung oder fahren bei jedem Schalle zusammen, wie dies häufig auch bei unseren Pferden der Fall ist. Selbst übermässige Anstrengung in der Jugend oder auch heftige Eindrücke, können ein Pferd für immer widerspenstig

machen. So trifft man in Paraguay sehr oft Pferde, die man in zu jugendlichem Alter für das sogenannte Pechar oder das Ausprengen gegen Pferde oder Ochsen und das Niederrennen derselben durch den Anlauf mit der Brust abrichten wollte, die dann später jedem Thiere ausweichen, das in ihre Nähe kommt. Eben so ist auch ein Pferd, das schon als Fohlen von einem Jaguar verwundet wurde, beinahe für immer unbrauchbar, indem es auf dem Felde vor den durch das weidende Vieh zur Erde gedrückten Grashalmen und bei einer raschen Wendung selbst vor seinem eigenen Schatten erschrickt.

Unter den intellectuellen Fähigkeiten dieser Thiere steht das Gedächtniss obenan. Pferde, die auch nur einmal den Weg von Villa Real nach den Missionen gemacht haben, kehren von da selbst nach mehreren Monaten auf demselben Wege, ganz allein wieder nach Villa Real zurück, was doch mehr als hundert Stunden von den Missionen entfernt ist. Wenn zur Regenzeit im Herbste auch alle Wege voll Wasser, Pfützen und bodenlosen Stellen sind, und die angeschwollenen Bäche allenthalben über ihre Ufer treten, so trägt ein gutes Pferd seinen Reiter dennoch mit vollster Sicherheit bei Tag und Nacht selbst über die gefährlichsten Stellen hinweg und geht dabei, wenn es nicht angetrieben wird, stets mit grosser Vorsichtigkeit und Bedächtigkeit zu Werke, und zwar um so mehr, je weniger die Gegend ihm bekannt ist. Reisende pflegen daher die Pferde, die sie zum Wechseln mit sich führen, gewöhnlich zuerst in die Sümpfe zu treiben, durch welche sie hindurch setzen müssen, um den sichersten Weg durch dieselben zu erforschen. Lässt man ihnen hierzu die nöthige Zeit, so geschieht dies auch mit der grössten Vorsicht, indem sie bei jedem Schritte, den sie noch vorwärts wagen, bald den Boden beriechen, bald die Festigkeit desselben mit einem ihrer Vorderfüsse prüfen. Diese Bedächtigkeit beruht aber keineswegs auf einem Mangel an Muth, denn das paraguaysche Pferd ist sehr beherzt und stürzt sich, wenn es sich von einem kräftigen Reiter gelenkt fühlt, ohne Zaudern selbst in die grösste Gefahr. Dem wüthenden Stiere und selbst dem gefürchteten Jaguar geht es muthig entgegen, springt vom schroffen Ufer in die Flüsse und durchschneidet im vollen Laufe die Feuergluth eines brennenden Feldes. In Paraguay erreicht das Pferd ein eben so hohes Alter wie in Europa, wenn es gut genährt und nicht übermässig angestrengt wird; da dies jedoch nur selten der Fall ist, so kann man ein zwölfjähriges Pferd

daselbst schon für alt betrachten. Im Allgemeinen sind sie nur wenigen Krankheiten unterworfen und am häufigsten kommt bei ihnen eine Art von Räude vor, die bei anhaltendem Regenwetter zum Vorscheine kommt, beim Eintritte der schönen Witterung aber wieder verschwindet. Unter den Wallachen trifft man nicht selten lungenkranke Thiere und fast auf jeder Weide auch rhachitische Individuen von beiden Geschlechtern, bei denen der Kopf und der Rumpf beinahe die gewöhnliche Grösse erreichen, während die Beine kurz und dick, und meistentheils auch krumm und mit grossen Gelenken versehen sind. Ungeachtet dieser Verunstaltung sind die Thiere aber stark und zeigen dabei gewöhnlich mehr Intelligenz, zugleich aber auch mehr Bösartigkeit als andere Pferde. Die Druse oder sogenannte Kehlsucht, die Rotzkrankheit und andere Seuchen, die bei unseren europäischen Pferden häufig sind, scheinen in Paraguay gänzlich zu fehlen. Man schenkt indess in jenem Lande den Krankheiten des Pferdes nur sehr wenig Beachtung, denn sobald ein Thier erkrankt, wird es auf die Weide getrieben und ohne weitere Aufsicht sich selbst überlassen, wo es dann entweder geheilt zurückkehrt, oder daselbst umkommt.

Der Nutzen, welchen die Einwohner von ihren Pferden ziehen, ist bei Weitem nicht so gross als man erwarten sollte. Hengste und Stuten werden nur der Fortpflanzung wegen gehalten und blos die Wallachen zum Dienste benützt. Meist jedoch werden sie blos zum Reiten verwendet und nur selten sieht man sie vor einem Wagen gespannt, oder zuweilen auch zum Lasttragen benützt. Der einzige wesentliche Vortheil, den die Einwohner von Paraguay von ihrer Pferdezucht geniessen, besteht darin, dass sie mittelst dieser Thiere grosse Strecken in verhältnissmässig kurzer Zeit zurückzulegen im Stande sind, was für sie jedoch theils wegen des Verkehrs bei weiten Entfernungen, theils wegen der Besorgung ihrer Heerden, von sehr grosser Wichtigkeit ist. Ausserdem dient das Pferd in jenem Lande blos dazu, der angeborenen Trägheit seines Herrn zu fröhnen, indem dieser selbst die unbedeutendsten Verrichtungen schon von Jugend an stets nur zu Pferde zu besorgen gewohnt ist. Die Anzahl der Pferde ist in Paraguay so beträchtlich, dass der ärmste Taglöhner auf dem Lande acht bis zehn Stücke besitzt, so dass mittelst derselben jeder Verkehr auf die leichteste Weise besorgt werden kann. Der Preis, in welchem diese Thiere heut zu Tage in jenem

Lande stehen, ist sehr gering, da ein gewöhnliches Hauspferd nicht mehr als vier Piaster kostet.

Die Pferde in Buenos-Ayres haben dieselbe Abstammung wie jene von Paraguay und sind als zur spanischen Race gehörig zu betrachten. Als die Spanier von den Indianern und dem Hunger gedrängt, im Jahre 1537 Buenos-Ayres, das sie erst zwei Jahre früher gegründet hatten, zu verlassen genöthiget waren, konnten sie nur einen Theil ihrer Pferde, die sie aus Andalusien und von der Insel Teneriffa mitgebracht hatten, einschiffen und waren sonach gezwungen, die übrigen zurückzulassen. Im Jahre 1580 wurde die Stadt durch die Spanier von Neuem aufgebaut und schon bei ihrer Ankunft fanden sie daselbst bereits grosse Heerden halbwilder Pferde, die jenen freigelassenen ihre Abstammung verdankten. Ihre Vermehrung in den Pampas von Buenos-Ayres wurde besonders dadurch begünstiget, weil es daselbst nur wenige jener verderblichen Fliegenarten gibt, welche ihre Eier in den blutigen Nabel der neugeborenen Fohlen hineinzulegen pflegen, wodurch Geschwüre entstehen, in Folge welcher die Thiere ohne menschliche Hilfe zu Grunde gehen müssen. Auch sind die Pampas im Winter nicht ohne Futter, indem daselbst das abgestorbene Gras reichlich durch Klee ersetzt wird. Diese bessere Nahrung ist auch wohl die Ursache, dass die Pferde von Buenos-Ayres und von der Banda-Oriental sich durch Grösse und Stärke vor den paraguayschen auszeichnen, obgleich sie durchaus keine Pflege daselbst erhalten. Übrigens unterscheiden sich diese verwilderten Pferde in jenen Provinzen, wo sie *Vaguales* genannt werden, äusserlich in keiner anderen Weise von den zahmen, als dass sie blos von brauner oder schwarzer und nie von einer anderen Farbe sind. Vor der Revolution traf man diese verwilderten Pferde zu Heerden von 100 bis 1000 Stücken vereinigt und verfolgte sie gewöhnlich blos des Schadens wegen, den sie in den Meiereien anrichteten. Seitdem aber haben die ärmeren Landleute sich die Felle derselben zu einem Erwerbszweige gemacht, so dass sich die Anzahl dieser verwilderten Pferde bis jetzt schon sehr bedeutend vermindert hat. Der Schaden, den sie in den Meiereien verursachen, besteht nicht blos darin, dass sie einen grossen Theil des Futters aufzehren, sondern auch in dem Entführen zahmer Pferde, und war bisweilen, insbesondere in früheren Zeiten, sehr beträchtlich. Sobald sie zahme Pferde sehen, sprengen sie im Galoppe an dieselben heran,

locken sie durch lautes und freudiges Wiehern an sich und bringen sie dadurch dahin, ihnen ohne Widerstand zu folgen, worauf dieselben dann niemals wiederkehren. Es ereignet sich daher bisweilen, dass Reisende ihren Weg nicht weiter fortzusetzen vermögen, weil ihnen ihre Pferde von solchen halbwilden Heerden entführt worden sind. Um dies zu verhüten, ist es sonach unumgänglich nöthig, beim Zusammentreffen mit verwilderten Pferden stets alsogleich anzuhalten und dieselben zu verscheuchen. Auf dem Marsche bilden diese Wildlinge keine besondere Schlachtlinie, sondern einige gehen gesondert voran, während die übrigen, eine lange ununterbrochene Reihe bildend, die nie getrennt werden kann, denselben nachfolgen. Alles, wozu man einen solchen Zug bringen kann, besteht darin, dass er etwas seine Richtung ändert, und dass er sich entfernt, wenn man ihn anzugreifen versucht. Bisweilen kreisen diese Wildlinge oft um diejenigen herum, welche sie zu vertreiben suchen oder gehen auch nur einmal um dieselben herum, worauf sie sich dann für immer entfernen. Zum Glücke für die Reisenden unternehmen diese verwilderten Pferde ihre Verführungsversuche nur bei Tage und nie zur Zeit der Nacht. Die freien Pampas-Indianer geniessen das Fleisch dieser halbwilden Thiere und verschneiden bisweilen die Fohlen, um sie dann später leichter bändigen zu können.

Um einen Wildling einzufangen, suchen die Spanier eine Heerde auf, versuchen es sich ihr zu nähern, und werfen ihre Fangstricke, an welche faustgrosse Steine gebunden sind, mitten zwischen dieselbe hinein, damit sich eines oder das andere der Thiere mit den Füssen in denselben verwickle und nicht mehr laufen kann, so dass man hinreichend Zeit hat, dasselbe gehörig zu binden. Wird ein solcher Wildling gezähmt, so dient er eben so gut als jedes zahm geborene Pferd; doch steht es eben so wie das Pferd von Paraguay, in Ansehung der Schönheit und Kraft, keineswegs aber an Schnelligkeit und Gewandtheit der spanischen Stammrace nach. Jeder halbwilde Hengst bemächtiget sich so vieler Stuten, als ihm möglich ist, hält dieselben zusammen und vertheidiget sie gegen seine Nebenbuhler. Es besteht daher jede Heerde von Wildlingen aus einer Menge von kleinen Truppen, die wenig von einander entfernt sind und sich vereinigen, um bei sich ergebenden Gelegenheiten die zahmen Pferde, die sie öfter auf der Weide treffen, an sich zu ziehen. Trifft man unter diesen halbwilden Pferden einzelne Thiere,

die anders als braun oder schwarz gefärbt sind und vollends Schecken, so kann man mit vollster Sicherheit annehmen, dass diese geraubte zahme Pferde sind. Die gewöhnlichste Farbe dieser Wildlinge ist übrigens braun und schwarze Thiere sind unter ihnen so selten, dass man bisweilen unter 2000 Stücken nicht ein einziges schwarzes trifft.

Diese halbwilden Pferde von Buenos-Ayres, welche einst in unzähliger Menge vorkamen, haben sich auch südlich vom La Plata-Strome bis zum Rio negro und selbst über ganz Patagonien verbreitet. Aus der vollkommenen Ähnlichkeit der Pferde in Patagonien mit denen von den Pampas in Buenos-Ayres, geht unwiderlegbar hervor, dass sie denselben Ursprung mit einander theilen. Die meisten Pferde, welche man in Patagonien trifft, sind verwilderte Thiere, die keinen Eigenthümer haben und in grossen Heerden auf den weit ausgedehnten Ebenen umherlaufen, welche gegen Osten von der Provinz Buenos-Ayres und dem Ocean bis an die Mündung des rothen Flusses, gegen Westen von den Gebirgen von Chili und dem ersten Desaguadero, gegen Norden von den Bergen von Cordova, Yacanto und Rioja, und gegen Süden von den Wäldern, welche die Tehuelhets und Divihets von einander scheiden, eingeschlossen werden. Sie wandern von einem Orte zum anderen, ziehen den Winden entgegen und sind daselbst in solcher Menge anzutreffen, dass Reisende oft durch vierzehn Tage und darüber, fortwährend von denselben umgeben werden. Bisweilen rennen sie in dichten Haufen zwei bis drei Stunden lang in vollem Galoppe an ihnen vorbei, so dass dieselben häufig Gefahr laufen, von ihnen zu Boden geworfen oder auch zertreten zu werden. Aber auch die zahmen Pferde sind daselbst heut zu Tage in so grosser Anzahl vorhanden, dass die Patagonier bereits zu einem berittenen Volke geworden sind. Dieser Überfluss an Pferden sowohl als Rindvieh, wird auch für die Ursache betrachtet, wesshalb sowohl die Spanier als die Indianer, ihre Ländereien nicht sorgfältiger bebauen und die Trägheit in jenen Gegenden zu einem allgemeinen Übel geworden ist. Jeder Einwohner kann mit geringer Mühe eine ganze Heerde von Pferden besitzen oder aufziehen, und da dieselben stets ihre Messer und Lassos oder aus Riemen verfertigten Fangstricke mit sich führen, so ist es ihnen auch leicht, sich ihren Unterhalt zu verschaffen. Auf ihren Pferden machen sie oft weite Züge und reiten selbst bis an die Magellansstrasse herab, wo sie dieselben mit dem Seewasser zu tränken pflegen.

Auch auf den Malvinen oder Falklands-Inseln, welche zwischen dem 52. und 53. Grade südlicher Breite liegen, wird das Pferd im verwilderten Zustande angetroffen, namentlich auf der Insel Soledad, wo es mit Rindern und Schweinen von den Spaniern und Franzosen eingeführt wurde. Es ist daselbst zahlreicher als die übrigen Hausthiere und wird gewöhnlich in Heerden von 15—20 Stücken angetroffen. Doch ist es schwer sich denselben zu nähern, ausser wenn man sie zufällig überrascht, da sie beständig auf der Hut sind und der Anführer einer solchen Truppe bei der geringsten Gefahr seinen Gefährten schon das Zeichen zur Flucht gibt. Das Fleisch dieser Thiere wird daselbst gegessen und für eben so gut als das Fleisch des Rindviehes geschildert.

Die chilesischen Pferde theilen dieselbe Abstammung wie die übrigen südamerikanischen Pferde und gehören daher gleichfalls der spanischen Race an. Sie finden sich daselbst in eben so grosser Menge als in Paraguay, stehen den dortigen Pferden aber an Schönheit, Feuer und Ausdauer weit voran, indem sich durch gute Besorgung die ursprüngliche Race daselbst fast kaum verändert hat, so dass sie den andalusischen in jeder Beziehung völlig gleich kommen und dieselben zum Theile auch noch in mancher Hinsicht übertreffen. Der Kopf ist nicht sehr klein, doch gut gebildet, der Hals schön geformt, das Kreuz abgerundet, und der Schwanz etwas hoch angesetzt und stark behaart. Die Füsse sind dünn, doch stark und mit sehr harten Hufen versehen. Manche unter ihnen sind Passgänger und diese werden noch für vollkommener als die spanischen betrachtet. Überhaupt sind alle chilesischen Pferde ausserordentlich lebhaft und schnell, und so wie auf der Ostseite, so werden auch auf der Westseite von Süd-Amerika alle Geschäfte zu Pferde besorgt. Wegen ihrer Vortrefflichkeit werden die chilesischen Pferde weithin verführt und manche von ihnen sind auch schon nach Europa gelangt.

Die peruanischen Pferde sind fast durchaus von derselben Abstammung wie die chilesischen und paraguayschen, zeigen aber eben so viele Unterschiede in Bezug auf Schönheit und Brauchbarkeit, wie ihre Stammältern in Spanien. Ursprünglich war die Zahl der eingeführten Pferde nur gering, doch wurde sie von Jahr zu Jahr, theils durch neue Zufuhr, theils aber auch durch rasche Vermehrung, welche von einem sehr günstigen Klima befördert wurde, bald bedeutend vermehrt. Pferde von guter Race kommen in Peru nur an

den Küstenstrichen vor, wo auch ziemlich viele Sorgfalt auf sie verwendet wird. Sie sind bei Weitem nicht so schlank als die englischen Racenpferde, sondern tragen durchaus das Gepräge der andalusischen Abkunft an sich. Ihr Leib ist mehr kurz als gestreckt, voll und rund, die Brust breit, der Hals kurz und dick, und der Kopf ziemlich gross, mit kleinen, fein zugespitzten Ohren. Die Beine sind kräftig, aber ziemlich schlank und dünn gefesselt. Die Behaarung ist weich und glatt, die Mähne und der Schwanz sind verhältnissmässig von bedeutender Stärke. Sie sind feurig, tapfer, kräftig und überaus ausdauernd, obgleich sie keine besonders guten Renner sind. Auffallend ist es, dass alle peruanischen Pferde fast ohne Ausnahme, von Natur aus Passgänger sind und sich durch einen kurzen Unterricht in dieser Gangart ungemein vervollkommnen. Der Werth eines Pferdes wird in Peru weit weniger nach seiner Schönheit, als nach seinem Passgange bestimmt. Die beiden gewöhnlichsten Passarten sind der Paso llano in vier Tempo's oder der beschleunigte Schritt, und der Paso portante in zwei Tempo's oder der langsamere getragene Schritt, bei welchem immer der Vorder- und Hinterfuss derselben Seite gleichzeitig aufgehoben und vorwärts gesetzt wird. Hierdurch entsteht eine rasche wiegende Bewegung, die ungleich weniger anstrengend für den Reiter ist als der Trab. Modificationen dieser beiden Gangarten sind der Sobrepaso, der Paso gateado und der Paso golpeado, von denen aber die letztere Gangart die schlechteste ist. Die von den Peruanern mit dem Namen *Cavallos finos* bezeichneten Pferde gehören fast durchgehends zu dieser Abtheilung. Ihnen zunächst steht eine Abtheilung von Pferden, die den Racenpferden zwar an Schönheit sehr weit nachstehen, dieselben aber an Brauchbarkeit häufig übertreffen, indem sie sich für anstrengende Reisen viel mehr als diese eignen. Sie haben keinen Paso llano, sondern einen sanften Trab, gehen aber doch dabei auch einen natürlichen Paso portante und werden gewöhnlich *Cavallos aquillilos* genannt. An diese schliessen sich die Traber an, die einen angeborenen Passgang haben, denen aben der Paso portante angeschult werden kann. Diese Pferde werden *Cavallos trabados* genannt und sind tüchtige, aber nur wenig geschätzte Reitpferde. Die letzte Gruppe der peruanischen Pferde ist unansehnlich, klein, grossköpfig, struppig und ungelehrig. Sie leben nur als halbwilde oder verwilderte Thiere in den Departements von Ayacucho und Cusco,

wo sie von den Indianern eingefangen und grösstentheils nach den Minen von Pasco verkauft werden, um daselbst im Circus das Quecksilber mit den silberhältigen Gesteinen zusammen zu stampfen. Zum Reiten taugen sie sehr wenig, denn sie bleiben immer scheu und sind auch meistens tückisch. Da sie sehr kleine und schwache Hufe haben, so können sie auch zum Reiten, ohne mit Eisen beschlagen zu werden, nicht benützt werden. In der Puna-Region sind sie aber beinahe unentbehrlich, da sie hier ungeachtet des verminderten Luftdruckes, der den übrigen Pferden so nachtheilig und so oft Ursache ihres Todes ist, selbst anstrengende und schnelle Ritte, so wie auch Müheseligkeiten und Beschwerden jeder Art mit grosser Leichtigkeit aushalten und ertragen. Diese Pferde, welche *Cavallos chuscos* genannt werden, scheinen von dem nordafrikanischen Zwergpferde oder dem Koomrah abzustammen und sind so wie alle übrigen Pferde in Peru, von den Spaniern dahin verpflanzt worden.

In der nördlichen Hälfte von Süd-Amerika werden zwar auch Pferde gezogen, doch sind sie nicht in solcher Menge vorhanden wie in der südlichen.

In Columbien kommen hie und da, und namentlich in den Ebenen von San Martin, zwischen den Quellen des Meta, Rio negro und Umadea, kleine Heerden verwilderter Pferde vor, die jedoch nur aus einem Hengste und fünf bis sechs Stuten mit einigen Fohlen bestehen, und sogleich die Flucht ergreifen, sobald sie nur eines Menschen ansichtig werden. Ihre Gestalt ist im Allgemeinen ohne besondere Zierlichkeit, obgleich sie keineswegs schwerfällig sind und die spanische Abkunft deutlich erkennen lassen. In den Hatos der Llanos sind sich auch die zahmen Pferde, welche durchaus von brauner Farbe sind, so wie in Paraguay fast ganz allein überlassen, indem man sie blos zuweilen zusammen zu treiben pflegt. Wird ein Pferd aus den Llanos von San Martin oder Casanare auf das Plateau von Bogota gebracht, so muss es so lange im Stalle gehalten werden, bis es sich an das Klima gewohnt hat. Die Gangart, welche man in Columbien am Pferde am meisten schätzt, sind der Pass und der Halbpass. Auch in manchen anderen Ländern von Süd-Amerika gibt es Heerden von verwilderten Pferden und eben so auf der Insel Sanct Domingo.

Die nordamerikanischen Pferde stammen im südlichen Theile von spanischen, im nördlichen Theile von englischen und

französischen Pferden ab. Doch reicht in Amerika das Pferd nicht so weit nach Norden hinauf als in der alten Welt, weil dort das Klima bei Weitem kälter ist, wie denn auch in Canada, das doch mit dem mittleren Theile von Deutschland unter gleichen Breitengraden liegt, der Schnee durch volle fünf Monate den Boden bedeckt und die mittlere Temperatur im Winter 20—25 Grade unter dem Eispunkte beträgt.

In Canada ist das Pferd daher auch kleiner, doch schnell dabei und ausdauernd, so dass es die Kälte daselbst besser erträgt als jedes andere unserer Hausthiere. In Unter-Canada zählte man im Jahre 1808 an 79,000 Pferde.

Bei den Eskimos fehlt das Pferd aber gänzlich und der Hund tritt dort an seine Stelle.

Im nördlicheren Theile von Amerika sind Heerden von verwilderten Pferden in den ausgedehnten Wiesensteppen, welche auf der Westseite des Mississippi liegen, keineswegs eine ungewöhnliche Erscheinung. Sicher sind dieselben Nachkömmlinge derjenigen Pferde, welche aus den spanischen Besitzungen in Mexico entliefen.

Früher waren sie in zahlreicher Menge im Lande der Kutannies an den nördlichen Quellen des Columbia, östlich vom Kamm des Rocky-Gebirges anzutreffen; in den letzteren Jahren indess sind sie fast durchaus aus diesem Bezirke ausgerottet worden. Es ist bis jetzt noch ungewiss, ob verwilderte Pferde auch noch weiter nordwärts über dem 52. oder 53. Breitengrade vorkommen. Die jungen Hengste dieser im halbwilden Zustande lebenden Thiere bilden besondere Heerden für sich, indem sie von den alten verjagt werden und sind auch leicht einzufangen, wenn man sie durch zahme Stuten anlockt. Die Kutannies sind mit der spanisch-amerikanischen Weise, sich ihrer mittelst des Lasso zu bemächtigen, bekannt.

Auch bei den Osagen bilden die halbwilden Pferde einen noch besonderen Gegenstand der Jagd. Um sich dieser äusserst flüchtigen Thiere zu bemächtigen, begibt sich ein grosser Haufen berittener Indianer in die Gegend des rothen Canada-Flusses, wo sich die verwilderten Pferde in beträchtlicher Anzahl beisammen finden. So wie sie eine Heerde derselben entdecken, vertheilen sie sich in drei kleinere Haufen, von denen zwei in verschiedener Entfernung sich auf jenem Wege aufzustellen pflegen, von welchem sie aus der Erfah-

rung wissen, dass ihn die Pferde mit grosser Wahrscheinlichkeit auf ihrer Flucht verfolgen werden, während der dritte Haufen die Heerde nach jener Richtung zutreibt, wo der erste Theil der Gefährten aufgestellt ist und dieselbe bis dahin verfolgt. Sind die fliehenden Thiere daselbst angelangt, so setzt diese andere Abtheilung der Jäger die Jagd mit frischen Pferden fort und treibt die flüchtigen Wildlinge dem letzten Haufen zu, dem es meistens auch gelingt, eine grosse Menge derselben zu fangen.

Das zahme Pferd ist bei den nomadisirenden Indianer-Stämmen, welche die ausgedehnten Ebenen des Saskatchewan und Missuri zu durchziehen pflegen, von grossem Werthe; denn sie gebrauchen dasselbe nicht blos zum Fortschaffen ihrer Zelte und Familien, sondern es gehört überhaupt zu den höchsten Wünschen eines jungen Indianers, ein gutes Pferd zur Büffeljagd, die sie mit Leidenschaftlichkeit betreiben, zu besitzen. Einem feindlichen Stamme Pferde zu stehlen, gilt bei ihnen fast für eine eben so grosse Heldenthat, als einen Feind auf dem Schlachtfelde zu tödten, und die weiten Streifzüge, welche sie bei einer solchen Gelegenheit unternehmen, so wie die vielen Entbehrungen, die sie dabei erdulden müssen, grenzen bisweilen an's Unglaubliche. Ein Indianer, der im Besitze eines Pferdes ist, wagt es selten nach eingebrochener Nacht zu schlafen, und bringt die ganze Nacht fast wachend, sitzend unter seiner Zeltthür zu, in der einen Hand den Zaum seines Pferdes, in der andern die Flinte haltend, während dem Pferde die Vorderfüsse mit einem Riemen zusammengebunden sind. Doch ungeachtet aller dieser Vorsicht ereignet es sich doch ziemlich häufig, dass wenn er auch nur auf einige Minuten vom Schlafe überfallen wird, der listige Dieb diesen Augenblick benützt, herangeschlichen kommt, dem Pferde den Riemen von den Füssen löst, den Zaum durchschneidet und mit dem flüchtigen Thiere im gestreckten Galoppe davoneilt, so dass der Bestohlene, wenn er durch das Geräusch erweckt wird, kein Mittel mehr besitzt, den Thäter zu verfolgen.

Die Spokan's, welche die Gegend zwischen den Armen des Columbia bewohnen, geniessen das Pferdefleisch mit grossem Wohlgefallen und die Pelzsammler der Hudsonsbay-Compagnie sind an manchen Orten, die ihnen in diesem Bezirke zum Aufenthalte dienen, in die Nothwendigkeit versetzt, das Pferdefleisch zu ihrer Hauptnahrung zu machen. Heerden von verwilderten Pferden finden sich

auch in Virginien, Carolina und Mexico, und noch manchen anderen Ländern der nördlichen Hälfte von Amerika, und häufig wird es allenthalben auch gefangen und gezähmt. Unter den zahmen Pferden von Nord-Amerika stehen die virginischen in besonders gutem Rufe und sie gelten nicht nur allein für gute Reitpferde, sondern auch für ausgezeichnete Renner.

Nach Australien ist das Pferd, eben so wie nach Amerika, blos durch die Europäer gelangt und war weder auf Neu-Holland, noch auf irgend einer der Südsee-Inseln in früheren Zeiten anzutreffen. Doch hat es sich in jenem Welttheile, wo seine Einfuhr weit jünger ist, bei Weitem nicht so weit wie in Amerika verbreitet und kommt daselbst auch in bedeutend geringerer Anzahl vor; ja auf vielen Inselgruppen der Südsee fehlt es bis jetzt noch gänzlich.

Die neuholländischen Pferde und jene von den Südsee-Inseln, deren Einführung erst in neuerer Zeit stattgefunden hat, sind grösstentheils von Engländern und Franzosen dahin gebracht worden, und gehören daher meistens den englischen und französischen, zum Theile aber auch den spanischen, indischen und den Racen der Sunda-Inseln an. Sie scheinen sich in den meisten Gegenden der Australländer gut zu halten und durch die Einwirkungen des Klima's nur wenige Veränderungen von ihrer ursprünglichen Race zu erleiden.